

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 87 (1961)
Heft: 15

Rubrik: Der Rorschacher Trichter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Werner Wollenberger

Der Rorschacher Trichter

204

Die Aktion:

Gesucht: ein guter Zweck!

Die Vorgeschichte dürfte nachgerade bekannt sein.

Auf die Gefahr hin, langweilig zu werden, wiederhole ich sie noch einmal in Stichworten.

Also:

Vor anderthalb Monaten erzählte ich den Lesern dieser Spalten von einer nächtlichen Lektüre und der anschließenden schlaflosen Nacht. Es ging um Charlayne Hunter, eine junge amerikanische Negerin aus den Süd-Staaten. Ein Beschuß des Obersten Gerichtshofes hatte ihr erlaubt, an der Universität von Athens (Georgia) zu studieren, aber nach ihrem ersten Tag hatten sie tausend weiße Studenten mit Sprech-Chören weggekettet. Mit anderen Worten: Charlayne Hunter hatte anderntags die Universität wieder zu verlassen. Die offizielle Begründung: «Im Interesse der eigenen Sicherheit und der öffentlichen Ordnung.»

Die Sache beschäftigte mich. Ich fand, hier sei Unrecht geschehen. Und weil ich glaube, daß Unrecht grenzenlos ist, hatte ich eine «ganz und gar verrückte Idee». Ich rechnete aus, daß ein Beitrag von 50 Rappen pro Abonnent des Nebelspalters der jungen Negerin ein ausgewachsenes Studium an einer schweizerischen Universität ermöglichen würde. An einer Hochschule also und in einem Land, die keinen Standes-Dunkel und keine Rassen-Vorurteile mehr kennen.

Wohlverstanden: ich bat um nichts. Ich rief zu keiner Sammlung auf. Ich verlangte keine freiwilligen Spenden. Ich erzählte lediglich von einer verrückten Idee und ich tat das ohne jegliche Koketterie und ohne listigen Hintergedanken. Ich

erwartete ein paar wohlwollende Zuschriften, vielleicht eine kleine Sympathiekundgebung. Mehr nicht. Wirklich nicht.

Nachträglich schäme ich mich dieser Kleingläubigkeit.

Denn sofort nach Erscheinen meiner Zeilen erhob sich ein Orkan des guten Willens. Zu Dutzenden und zu Hunderten kamen Briefe, die mich aufforderten, die verrückte Idee mit allen Mitteln weiterzuverfolgen.

Vielen dieser Briefe lag Geld bei. Andere erhoben gebieterisch die Forderung nach Errichtung eines Postcheck-Kontos. Wieder andere enthielten Verpflichtungen für monatliche Beiträge für die Dauer eines Studiums.

Also errichteten wir das Konto. Und also kam Tag für Tag Geld in rauen Mengen.

Obwohl es nicht sicher war, daß genug Geld eingehe, obwohl es ungewiß war, ob Charlayne die Einladung überhaupt annehme, obwohl niemand wußte, ob sie überhaupt kommen könne, schickten Tausende kleinere oder größere Beiträge.

Nach drei Wochen war der Stand dieser ebenso seltsamen als wundervollen Sammlung – die inzwischen auch noch von Studio Zürich gefördert wurde – folgendermaßen: 22 000 Franken bares Geld; Verpflichtungen von 600 Franken monatlicher Beiträge auf die Dauer von zwei, drei Jahren; fünf Angebote für freie Kost und unentgeltliches Logis in schweizerischen Familien; mindestens hundert Einladungen für Ferien in allen Teilen des Landes ...

Es war eine schlechthin überwältigende Demonstration.

Und es war also nach kurzer Zeit soweit, daß ich jenen Traum-Brief an Charlayne Hunter, 1504 Mozley-Place, South-West, Atlanta (Georgia) guten Gewissens hätte schreiben können.

Den Brief mit der Einladung für das Studium in der Schweiz. Aber der Brief erübrigte sich. Andere Leute nahmen mir die Arbeit ab.

Inzwischen hatten nämlich auch die Vertreter der größten amerikanischen Nachrichten-Agenturen von der Aktion Wind bekommen. Vertreter der United Press und solche der Associated Press meldeten sich, baten um Details, erkundigten sich nach Einzelheiten, wollten über den Zweck der Aktion Bescheid wissen und über den Stand der Sammlung orientiert sein.

Ich gab die gewünschten Auskünfte und die amerikanischen Nachrichtenleute arbeiteten mit erstaunlicher Promptheit.

Es kam, wie mir der Leiter der schweizerischen Abteilung der UPI versichert hatte: die seltsame Story von der schweizerischen Solidaritäts-Aktion für Charlayne Hunter ging wie «warme Weggli». Die großen Tages-Zeitungen Amerikas veröffentlichten die Meldung, die allergrößte, der größten Stadt der USA, die New York Times, nicht ausgeschlossen.

In der folgenden Zeit kamen zu den Briefen aus der Schweiz noch diejenigen aus Amerika (und sie kommen täglich immer noch).

Ich zitiere Ihnen zwei dieser Briefe. Einer stammt aus New York von einem gewissen Jack Hurst. Er schreibt etwa:

«Es ist diese Art von Mut, welche die Schweiz – ein Land voll Charme und Schönheit – zum Gegenstand der Bewunderung aller guten Menschen der Welt macht.»

Es kamen viele Schreiben dieser Art von Weißen und von Schwarzen.

Weil ich gerade dabei bin: unter den Briefen war auch ein ganz langer von einer Negerin mit vier Kindern, die alle je 50 Cents schickten. Die Älteste, Janet, legte ein Bild bei und möchte furchtbar gerne mit jungen Schweizerinnen oder Schweizern in Briefwechsel treten. Sie ist 15 Jahre alt, heißt Janet Halliburton und hat folgende Adresse: Chas. A. Stevens Bldg., 17 North State Street, Chicago.

Nebenbei: Janet ist im Süden aufgewachsen, sieht ganz entzückend aus, will in zwei Jahren ein medizinisches Studium beginnen und quält ihre Mutter mit Fragen über die Rassen-Probleme, die im Norden etwas später an die Kinder herantreten, möchte gerne wissen, warum Neger nur in bestimmte Hotels dürfen und weshalb sie nicht wenigstens im Norden ganz gleichberechtigt sind.

(Wenn jemand Janet schreiben will: ich habe das Bildchen und ich würde es gegen gute Worte eventuell sogar herausgeben. Desgleichen den Brief von Mrs. Halliburton.)

Ich müßte lügen, wen ich behaupten wollte, daß alle Briefe aus den Staaten so freundlich und schmeichelvoll waren.

Es gab andere. Sie kamen aus den Süd-Staaten und waren im Ton ... nun sagen wir einmal: eher robust.

Von dem freundlichen Menschen, der mir netterweise riet, zu der angestammten Beschäftigung des Schweizers, nämlich zur Fabrikation von Schokolade und Käse zurückzukehren, will ich gar nicht erst reden. Desgleichen will ich den Mann, der mich mit ätzender Ironie bat, meine Sammlung fortzusetzen und nicht nur eine einzelne Negerin, sondern alle amerikanischen Neger nach Europa zu holen, mit Schweigen übergehen.

Aber hören Sie doch vielleicht rasch einmal die Argumente von Mister Jack H. Auer in Beloit, Wisconsin. Etwas in dieser Art:

«Der weiße Mann ist nur dann nicht gefährdet, wenn es ihm gelingt, diese primitiven Rassen bei der Arbeit und bei ihrer Primitivität zu halten.»

Und:

«Sie geben diesen primitiven Menschen eine Erziehung, die sich gegen Sie und die weiße Rasse wenden wird. Nur ein Narr kann anders denken.»

Ich bin da nicht so sicher. Es wäre – glaube ich – durchaus denkbar, daß eine wirkliche Erziehung genau diese Gefahren verhüten könnte.



«STRUB» MATHISS & CO.
Vins Mousseux et Champagnes
BASEL 13

Lassen wir diese Briefe und kommen wir zu etwas Wichtigerem: kommen wir wieder zu Charlayne Hunter.

Natürlich wandten sich die amerikanischen Journalisten zunächst einmal an sie. In einer Pressekonferenz in Atlanta teilten sie dem Mädchen das Angebot aus der Schweiz mit.

Sie selbst, ihre Mutter und ihr Rechtsanwalt erklärten dazu, daß sie diese Sympathie-Kundgebung überaus zu schätzen wüßten, daß sie dankbar für diese Unterstützung in ihrem Kampf seien, daß Charlayne aber vorziehe, in Georgia weiterzustudieren und ihren Kampf gegen die Rassen-Schranken fortsetzen wolle.

Bevor ich hierzu irgendeinen Kommentar abgebe, muß ich Ihnen ein wenig von Hintergründen des Falles Charlayne Hunter erzählen – Gründe, die ich vor ein paar Wochen noch nicht kannte und nicht kennen konnte.

Also:

Charlayne Hunter, die Tochter eines Kaplans in der amerikanischen Armee, hat den Kampf um die Zulassung zum Studium an der staatlichen Universität von Georgia nicht mutterseelenalleine geführt. Das wäre ihr auch gar nicht möglich gewesen. Ein solcher Kampf kostet Geld und zwar viel Geld. Er braucht ferner einen guten Anwalt. Und er braucht Gruppen und Verbände, die sich einsetzen.

Charlayne Hunter wurde, ihrer gebundenen Herkunft, ihrer persönlichen Intelligenz und ihrer allgemeinen Fähigkeiten wegen als eine Art von «Vorposten» ausgewählt. Die religiösen, politischen und humanitären Verbände, die für die Gleichberechtigung der Rassen in den Südstaaten kämpfen, wählten Charlayne Hunter (und ihren männlichen Kommilitonen Hamilton Holmes) so quasi als Versuchskaninchen. Aufgrund Ihrer Zulassung an die bisher ausschließlich «weiße» Hochschule sollte der prinzipielle Entscheid über das Studium von Negern erzwungen werden.

Heute sieht es so aus, als sei dieser Kampf einigermaßen entschieden – wenigstens was die Studenten Hunter und Holmes anbetrifft. Es gelang den Behörden, dem Beschuß des Obersten Gerichtes Nachahmung zu verschaffen. Charlayne studiert in Athens. Vor kurzer Zeit ist ihr sogar ein neuer Teil-Erfolg gelungen: sie als in der Mensa, unbefestigt von den weißen Mit-Studenten, was insofern erstaunlich ist, als sich im Süden die Weißen grundsätzlich weigern, sich mit Negern an einen gemeinsamen Tisch zu setzen.



Der erste Vorschlag muß fairnesshalber gemacht werden: Sie haben das Geld für Charlayne geschickt; nachdem Charlayne nicht kommen kann noch darf, haben Sie ein Recht darauf, Ihr Geld zurückzubekommen. Darf ich Sie bitten, mir auf einer schlichten Postkarte mitzuteilen, wenn Sie das wollen? Sie bekommen postwendend Ihren Beitrag an den Charlayne-Hunter-Fond zurück. Zusammen mit dem Dank, dem sehr herzlichen, für eine Geste, die wertvoll und wichtig wurde, ohne realisiert worden zu sein.

Da allerdings in vielen Briefen stand, ich möge das Geld entweder für Charlayne oder dann für einen anderen guten Zweck verwenden, könnte ich mir vorstellen, daß einige Spender ihren Beitrag gar nicht zurückhaben wollen.

Und hier setzt Vorschlag zwei ein: Ich verwende das Geld, das nicht zurückgefordert wird, wirklich für einen anderen guten Zweck. Und zwar möglichst für einen verwandten.

Solcher Verwendungsmöglichkeiten gibt es diverse.

Zum Beispiel warten in den Südstaaten Hunderte von jungen Negern, die nicht die Publizität und nicht die Unterstützung von Charlayne Hunter hatten und haben, auf ihre Zulassung an eine Universität. Es wäre ein leichtes, solche Adressen zu bekommen. Am liebsten würde ich es Charlayne Hunter, die ja nur Vorposten für viele andre ist, überlassen, einen oder zwei Studenten für das Schweizer-Studium vorzuschlagen. Was halten Sie davon? Würden Sie es mich bitte bald wissen lassen?

Oder was denken Sie von einem Studium für den Angehörigen eines unerentwickelten Landes in Afrika? Wie wäre es mit einer Hochschul-Erziehung für einen jener «Primitiven», die «nur dann keine Gefahr für uns darstellen, wenn sie primitiv bleiben»?

Ein dritter Vorschlag: Sie teilen mir selbst auf einer Karte einen Verwendungszweck für unser Geld mit. Ich könnte mir vorstellen, daß es solche Zwecke in vielen Bereichen gibt. Denken Sie an die Not in der ganzen Welt – etwa an diejenige in Tibet oder den Hunger in Afrika – und denken Sie an Notfälle, die es eventuell auch ganz in unserer Nähe gibt.

Jedenfalls will ich das Geld so verwenden, wie Sie es für richtig halten.

Und bedenken Sie, daß wir in einer wirklich einzigartigen Situation sind: wir haben zwar das Geld, aber wir haben keinen guten Zweck! Es spräche nicht für uns, wenn wir keinen fänden!